



FABIO GENOVESI

Vom Mut,
das Glück
zu suchen

Roman

Aus dem Italienischen
von Mirjam Bitter

Die Originalausgabe erschien 2020
unter dem Titel *Cadrò sognando di volare*
bei Mondadori, Mailand.

Questo libro è stato tradotto grazie ad un contributo alla traduzione assegnato
dal Ministero degli Affari Esteri e della Cooperazione Internazionale italiano.

Dieses Buch wurde übersetzt dank einer Übersetzungsförderung
des italienischen Ministeriums für auswärtige Angelegenheiten
und internationale Kooperation.

Der Verlag behält sich die Verwertung des urheberrechtlich
geschützten Inhalts dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

2. Auflage

Copyright © der Originalausgabe 2020 by Fabio Genovesi

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2023

Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Redaktion: Brigitte Lindecke

Umschlaggestaltung: Sabine Kwauka

Umschlagmotiv: © arcangel images / Sybille Sterk; shutterstock / Barks;

Arak Rattanawijittakorn

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-328-60315-3

www.penguin-verlag.de

Das Dach ist verbrannt –
jetzt
kann ich den Mond sehen.

MIZUTA MASAHIDE

Die Aufhebung der Grenzen

Der schönste Sommer meines Lebens war der 10. Dezember 1982. Das mag merkwürdig klingen, aber meine Eltern waren noch merkwürdiger. Merkwürdig und genial darin, den Widrigkeiten des Lebens ein Schnippchen zu schlagen und das Beste aus jeder Situation zu machen.

Wie im Juni jenes Jahres 1982, als ich acht Jahre alt war und es mir vor Aufregung in der Brust kribbelte, weil die Schule zu Ende ging und der Sommer anfang, und wenn es auf der Welt jemanden gibt, der das nicht für den schönsten Moment des Jahres hält, dann kenne ich ihn nicht und will ihn auch gar nicht kennenlernen.

Doch dann bin ich an ebenjenem ersten Ferientag von einem Baum gefallen und gute Nacht.

Ich klaute gerade den Amseln die Kirschen, die sie wiederum dem Besitzer des Feldes klauten, auf dem der Baum stand. Nur dass der Besitzer plötzlich zurückkam, die Amseln stiebend von den Zweigen aufflogen und ich ihnen hinterher. Dann fiel mir ein, dass ich keine Flügel habe, dafür aber hatte ich kurz darauf ein gebrochenes Bein.

Tschüss, Kirschen, tschüss, Sommer.

Der riesige, schwere Gips zog mich tief hinunter in den Morast der Langeweile, während meine Cousine Alessandra und

die anderen Kinder ans Meer rannten und nicht einmal Zeit hatten, auf meinem harten weißen Bein zu unterschreiben. Die einzigen Unterschriften waren vom Postboten, dem Besitzer des Kirschbaums und von Papa und Mama. Die unter ihren Namen noch dazugeschrieben hatten: *Sei nicht traurig, Fabio, du wirst den Sommer nicht verpassen, der Sommer wartet auf dich.*

Und an den öden, heißen Nachmittagen habe ich diese Worte wieder und wieder gelesen und sie zwar nicht verstanden, aber sie klangen gut. Dann kam der 10. Dezember, und da wurde mir alles klar.

Nicht sofort, im ersten Moment bin ich von der Schule gekommen, habe die Tür aufgemacht, und mir schwallten tausend Grad Hitze entgegen. Vielleicht waren es auch nur dreißig, aber jedenfalls verdammt heiß, wenn du mit Wollpulli und Mantel von draußen kommst, wo es eiskalt ist.

»Was ist denn hier los?«, habe ich meine Eltern gefragt. »Was ist das für eine Hitze?«

»Tja, so ist es halt im Sommer«, haben sie mir in Badeanzug und Badehose geantwortet. Dann haben sie mich geschnappt und mich ausgezogen, und schon war auch ich in Badehose.

Die Heizungen auf volle Pulle und ein Elektroofen, der brühheiße Luft ausspuckte, im Wohnzimmer, wo auf dem Boden statt des Teppichs zwei Strandtücher lagen, und daneben stand die Kühlbox, die Papa immer mit zum Angeln nahm, voll mit Eis und einer halben Wassermelone, wer weiß, wo sie die im Dezember aufgetrieben hatten.

Die haben wir gegessen, und dann ab ins Bad, die Badewanne war schon voll, und wir sind zu dritt rein, haben gelacht und uns gegenseitig nass gespritzt. Nach einer Weile habe ich darauf aufmerksam gemacht, dass wir den Bauch voller Wassermelone haben und man eigentlich mindestens drei Stunden warten

sollte, bevor man ins Wasser geht. Aber sie haben gelacht und mir erklärt, das sei vollkommener Quatsch, das bekämen die Kinder von ihren Eltern zu hören und glaubten dran, und wenn sie größer würden, erzählten sie es dann wieder ihren Kindern und den Kindern ihrer Kinder, und so habe diese Legende von den drei Stunden die Jahrtausende durchquert und bis zum heutigen Tag überlebt. Bis zum 10. Dezember 1982. An dem sie allerdings für immer starb.

Und noch so ein Quatsch war der Kalender: Denn ihm zufolge war schon fast Weihnachten, dabei waren wir gerade erst Baden gewesen, und jetzt lagen wir auf den Handtüchern im Wohnzimmer, um uns zu sonnen und im Kreuzworträtselheft zu blättern.

Dann hat es geklingelt. Ich bin aufgestanden und zum Fenster gerannt, und am Gartentor stand Onkel Ettore mit nacktem Oberkörper und einem Korb unter dem Arm. Er zitterte vor Kälte, denn da draußen war es keineswegs so sommerlich wie bei uns, also habe ich aufgemacht, und er ist schnell rein, hat gehustet, geflucht und dann angefangen zu rufen: »Kokosnuss! Leckere Kokosnuss!«

In seinem Korb hatte er Kokosnussstückchen, schon gewaschen und fertig, er hat uns welche gegeben, und zusammen mit ihm haben wir auch die gegessen, während er mir einen schmutzigen Witz erzählt hat, und obwohl ich ihn nicht wirklich verstanden habe, musste ich ziemlich viel lachen.

Aber nach der Kokosnuss und dem Witz ist mein Lächeln mit der sinkenden Sonne draußen vor den Fenstern langsam untergegangen, denn sie erinnerte mich daran, dass ich bis zum nächsten Tag noch eine Menge Hausaufgaben machen musste.

»Ach was«, hat Mama da gesagt, »im Sommer sind doch Ferien und keine Schule.«

»Ja, Mama, aber morgen ist Schule.«

Und sie: »Nein, Fabio, morgen ist keine Schule – wenn du nicht hingehst.«

Ich habe sie angeschaut, ich habe Papa angeschaut, und sie haben mich auf eine Art und Weise angeschaut, dass es unmöglich war, einander nicht in die Arme zu fallen. Also haben wir uns ganz feste gedrückt, so feste, dass alles ringsum angehalten hat. Auch die Welt. Auch die Zeit.

Und als die Schule dann auch für mich wieder losgegangen ist, ließ uns die Lehrerin doch tatsächlich einen Aufsatz zum Thema *Erzähle von deinem schönsten Sommer* schreiben, und ich habe geschrieben, dass meiner im Dezember gekommen ist, und sie hat zu mir gesagt, das wäre nicht möglich.

Aber das war nicht ihre Schuld. Sie war ja nicht dabei, als meine Eltern die Grenze verschoben haben. Denn das ist es, was das Mögliche vom Unmöglichen trennt: eine irgendwann zufällig gezogene Grenze wie die zwischen zwei Staaten, die wer weiß was zu sein scheint, aber wenn du dort ankommst, ist es bloß ein weißer Strich auf dem Boden mit ein paar Grenzschutzsoldaten hier und ein paar da, in verschiedenen Uniformen.

Und doch hat es Jahrhunderte voller Kriege und Berge von Toten gebraucht, um diese Grenzen auf der unermesslichen, freien Erde zu ziehen, dann schauen wir hoch und sehen, dass wir schon auf die eine oder die andere Seite verbannt sind, Gefangene von Schranken, die wir uns selbst gesetzt haben.

Wie als die Lehrerin uns in der ersten Klasse an Weihnachten für zu Hause aufgegeben hatte, den Weihnachtsmann zu malen, nur dass ich, als ich fast fertig war, den von meiner Cousine Alessandra angeschaut habe, die zwar noch im Kindergar-

ten war, mir aber hatte Gesellschaft leisten wollen. Ihrer war wunderschön. Er sah aus, als wäre sie zum Nordpol gereist und hätte ihn fotografiert, und auf dem Foto war der Weihnachtsmann wirklich gut getroffen. Wenn ich ihn also schon nicht so realistisch wiedergeben konnte, dachte ich, viel hilft viel: Ich malte ihm einen riesigen Bart, der sich mit seinen langen, überall unter seiner Mütze hervorschauenden Haaren vermischte, während ich auf seinen roten Mantel ein Kilo Tempera kippte, um ihn farbenfroher zu machen. Doch ich bin farbenblind und habe statt Rot Braun genommen. Und die Augen wollte ich riesengroß machen, aber je mehr ich daran arbeitete, desto boshafter wurden sie wie auch das tausendzahnige Lächeln auf dem riesigen Mund. Kurz, am Ende war mein Weihnachtsmann kein Weihnachtsmann mehr:

»Das ist ein Wolfsmensch«, hat Alessandra etwas verängstigt gesagt.

Und noch verängstigter war ich selbst. Ich hatte ihn in meinem Zimmer aufgehängt, und nachts konnte ich vor Angst nicht schlafen. Angst vor einem schrecklichen Monster, das ich mir selbst gemalt hatte.

So sind Grenzen. Erfundene Begrenzungen, die uns einengen und den Horizont vor und hinter uns abschnüren.

Aber ebenso, wie man das Bild vom Weihnachtsmann abnehmen und in eine Schublade werfen kann, lassen sich zum Glück auch die Grenzen verschieben.

Alle, nicht nur die zwischen zwei Ländern, sondern auch die tyrannischeren, konkreteren, wie Mauern, die früher oder später einstürzen, wie Flüsse, die bei Hochwasser ihren Lauf ändern. Der Mississippi beispielsweise ist riesig, der Mississippi ist elfmal so groß wie Italien. Elf flüssige Italiens, die in dieselbe Richtung fließen und mit ihrem über die Jahrtausende in die

Erde gegrabenen Verlauf die Grenzen ziemlich vieler der Vereinigten Staaten bestimmen.

Und doch kann der Mississippi bei heftigem Hochwasser manchmal seine Route ändern. Vielleicht verliert er an einer Stelle, wo er einen weiten Bogen gemacht hat, eines Tages die Geduld und beschließt, geradeaus zu fließen, und ein Stück Land, das vorher auf der einen Seite war, befindet sich plötzlich auf der anderen. Kurz, man geht mit dem Fluss zur Rechten ins Bett, und wenn man am nächsten Morgen aufsteht, ist er links. Was vielleicht nichts Weltbewegendes zu sein scheint, aber wenn es in den richtigen Jahren an der richtigen Grenze passierte und du schwarz warst, bist du als Sklave in Missouri eingeschlafen und in Illinois wieder aufgewacht, an deinem ersten Tag als freier Mensch.

Genau so, ich schwöre. Das passiert bei Flüssen, Mauern und auch bei Bergen. Und sogar bei den starrsten und gefürchteten Grenzen von allen: denen, die wir in uns drin ziehen. Zwischen schön und hässlich, früh und spät, richtig und falsch. Und ebendiese furchtbare Grenze zwischen möglich und unmöglich, zwischen dem, was wir gerne tun würden, und dem, was man tun darf. Und da halten wir an, lahmgelegt von einem Strich.

Aber hin und wieder kommt plötzlich ein Gefühlshochwasser, und eine außergewöhnliche, unwiderstehliche Flut hebt uns hoch und schleudert uns nach drüben, auf die andere Seite, wo unsere Träume weiden. Dabei spült sie Regeln, Gewohnheiten, Pläne und Vorhersagen weg, all die von kurzen und vorsichtigen, immer gleichen Schritten in den Fels gegrabenen Pfade.

Und genau davon handelt diese Geschichte, die an einem fernen Tag im Jahr 1982 beginnt, einem Dezembertag, an dem eben,

auch wenn es unmöglich erscheint, plötzlich der Sommer da war.

Es ist die Geschichte eines weiteren Sommers, dem Sommer des Jahres 1998, als ein Gefühlshochwasser uns mitgerissen und in einem unbekanntem Land ausgespuckt hat, das du nicht über vorgezeichnete Seerouten und mithilfe von Berechnungen erreichst, sondern nur, wenn du verrückt genug bist, zu improvisieren und deinen Träumen und Gefühlen zu folgen.

Den Berg hoch bis zu jener Grenze, die uns von dem trennt, was wir das Unmögliche nennen, doch wenn du oben ankommst und richtig hinschaust, siehst du, wie sich da vor dir ein steiler Abstieg hin zu so unermesslichen Horizonten auftut, dass dir die Luft wegbleibt.

Es ist die Geschichte eines Mannes. Besser gesagt, zweier Männer. Oder von wenigstens fünf Menschen.

Aber in Wirklichkeit ist es unser aller Geschichte. Vom Entern des Unmöglichen und vom Knacken seiner Tresore, sodass es ringsum seine unglaublichen, sensationellen Schätze herabregnen lässt.

Schätze, die uns nicht bloß von Armen in Reiche verwandeln, sondern etwas noch sehr viel Besseres tun: Sie finden uns als Sklaven vor und machen uns zu freien Menschen.

Postkarten aus der Welt

Wenn 1998 eine Postkarte kam, war das noch normal.

Nicht so wie heute, wenn du heute in einem Laden danach fragst, wirst du komisch angeguckt. Die Ernsten und Pragmatischen schütteln nur den Kopf und bedienen schon den nächsten Kunden, die Freundlichen – oder die, die gerade keine anderen Kunden haben – überlegen kurz, bücken sich dann zu irgendeiner Schublade, die seit Jahrhunderten niemand mehr geöffnet hat, und manchmal kommen sie mit einem Stapel stockfleckiger Postkarten wieder hoch, mit Bildern in Schwarz-Weiß oder in feurigen Farben von Plätzen voller Cinquecentos, Alfettas, Bianchinas und Innocentis. Denn damals gab es noch keine für den Verkehr gesperrten Altstädte, so wie es heute keine Postkarten mehr gibt, und wenn du doch welche haben willst, dann bekommst du solche.

Die wunderschön sind, ja, wenn du eine davon nimmst, *Einen lieben Gruß* draufschreibst und sie abschickst, ist, wer sie bekommt, im ersten Moment, wie wenn jemand spazieren geht und plötzlich eine Kutsche neben ihm fährt. Doch dann lässt er sich auf die Umarmung der Vergangenheit ein, die warm ist und nach deinen Sachen riecht.

Eine weit zurückliegende Vergangenheit, und doch war es erst gestern. Deshalb war es an jenem Maitag 1998 also nichts

Ungewöhnliches, als mir meine Mutter zurief, dass eine Postkarte angekommen sei.

Ich bin in die Küche, um sie zu holen, sie kam aus Spanien, mit dem Foto eines Matadors und eines Stiers, der das rote Tuch angriff, und das Tuch war als echtes Stück Stoff auf die Karte geklebt.

Meine Freunde hatten sie mir aus Sevilla geschickt, meine besten Freunde und vielleicht auch meine einzigen. Sie waren als Erasmusstudenten dort an der Uni, und in drei Tagen würde auch ich zu ihnen stoßen, hatte ich doch gerade die letzte Juraprüfung hinter mich gebracht.

Meine Mama, mein Papa und meine Tante meinten, das sei eine gute Idee, so würde ich mich ein wenig erholen. Ich habe geantwortet, dass ich für Bibliotheksrecherchen hinführe, die bräuchte ich für meine Abschlussarbeit, an der ich schon schriebe. Von wegen Ausruhen und auch sonst kein Quatsch, genau wie meine Freunde, die nur zum Studieren da seien.

Ich habe Mama die Postkarte aus der Hand genommen, sie umgedreht, und hintendrauf stand ihre Nachricht an mich:

Hallo du Trottel!

Wann kommst du endlich?

Hier jeden Abend Party, jede Nacht Remmidemmi! Wir saufen wie die Löcher, gerade sind wir auch wieder blau! Und heiße Bräute ohne Ende, Muschis für alle! Sogar Rino hat eine abgekriegt!

Ich habe mich auf dem Tisch abgestützt, um all die Scham tragen zu können, die mich vor meinen Eltern überkam.

Auch wenn die sich bei bestimmten Dingen sehr viel weniger schämten: Als ich klein war, haben sich Papa und Mama manch-

mal vor mir umarmt, angefangen, sich zu küssen, und nicht mehr damit aufgehört. Wenn ich sie fragte, ob sie das nicht sein lassen könnten, sagte meine Mutter mit seltsam verzerrter Stimme, ich solle still sein, Küsse seien das Schönste auf der Welt: »Nicht reden, Fabio, küssen!«

»Wen soll ich denn küssen, wenn ich allein bin?«

»Keine Ahnung, küss deine Hand.«

»Wie, meine Hand? Wozu soll das gut sein?«

Da löste sich Papa einen Moment: »Das wirst du in ein paar Jahren schon noch sehen, wie viel Befriedigung dir diese Hand verschaffen wird!«

Er schaute meine Mama an, die da an ihm klebte, und Mama ihn, und beide brachen in schallendes Gelächter aus. Sie nannte ihn *Dummkopf*, er nannte sie *Dummkopf*, und zu mir sagten sie, ich sei eine Nervensäge.

Und vielleicht hatten sie recht, aber bei bestimmten Dingen hatte ich mich vor ihnen schon als kleiner Junge geschämt, auch wenn ich gar nichts gemacht hatte, wie dann erst an jenem Tag mit der Postkarte, auf der von Alkohol und Sex mit Unbekannten die Rede war.

Wer weiß, ob sie sie gelesen hatten, bevor sie mich gerufen haben. Ich versuchte es an ihren Blicken zu erkennen, aber ich konnte ihnen nicht in die Augen schauen und sie mir auch nicht. Der einzige Unterschied: Sie mussten lachen.

Also bin ich bloß schnell in mein Zimmer abgehauen und habe die Stereoanlage voll aufgedreht. Dann habe ich die Karte noch mal gelesen.

Es kam mir so vor, als hörte ich Sergios, Micheles und Gianlucas Stimmen, betrunkene Stimmen, tief aus einer überwältigenden Nacht, und da konnte ich nicht mehr in meinem Zimmer bleiben. Es war so eng wie eine Zelle. Aber wahrscheinlich

gibt es in den Gefängnissen der Welt nur wenige Zellen, die so klein sind wie mein Zimmer, vielleicht gerade mal in Nordkorea oder irgendwo in Afrika. Daher kam es mir eher so vor, als wäre ich nicht in einem Gefängnis, sondern in einer Telefonzelle eingesperrt. Die es, wie Postkarten, heute ja auch nicht mehr gibt. Aber es war im Mai 1998, und damals gab es alles, und wieder und wieder las ich diese gigantischen Worte in meinem winzigen Zimmer, das halb ausgefüllt war von meinem schon gepackten Koffer auf dem Fußboden.

Denn in Kürze würde ich endlich aufbrechen.

In den Koffer hatte ich T-Shirts und Sommersachen gepackt, weil ich zwar noch nie in Sevilla gewesen war, es dort aber bestimmt heiß war. Nur einen Wollpulli, man weiß ja nie. Und sicher in den Pulli eingewickelt eine Zwölferpackung Kondome.

Die hatte ich in einer Apotheke in Querceta gekauft, nicht in der unweit von unserem Haus, denn da hingen ständig meine Mama und meine Tante herum, die Apothekerin ließ mich jedes Mal Grüße an sie ausrichten, das war also zu peinlich. Aber Kondome brauchte ich nun mal unbedingt. Hoffte ich jedenfalls, ich wünschte mir so, dass ich welche brauchen würde. Ich hatte gelesen, dass man zum Beispiel in Japan keine bekommt. Das heißt, schon, aber kleinere, und wenn du sie anprobierst, sind sie zu eng. Und vielleicht sind sie das in Spanien ja auch, oder vielleicht sind sie dort zu weit, wer weiß.

Ich wusste nur, dass ich auf dem Höhepunkt der Unerfahrenheit war. Ich war vierundzwanzig Jahre alt, aber beim Sex noch ein Debütant, ich konnte mir das Handicap fremder und befremdender Kondome nicht leisten. Na, jedenfalls hatte ich welche gekauft.

Und jetzt war ich mir noch sicherer, dass ich gut daran getan hatte, denn auf der Postkarte stand die unglaubliche Nachricht,

dass sogar Rino mit einer abgezogen war. Rino! Das hieß, dass wirklich jeder eine abkriegte. Dass in Sevilla eine ungeheuerliche Welle göttlicher Gerechtigkeit die spitzen Gittertore der Jungfräulichkeit niedergerissen hatte und dass alle der Liebe in die Arme rennen konnten.

Eine wirklich perfekte Gelegenheit: Meine große Scham darüber, so unerfahren zu sein, schleppte ich schon seit der Mittelstufe mit mir herum, und seit damals war mein Leben ein ständiges Hinterherjagen, Sichinformieren, ein serielles Anhäufen von Theorie und ein ermattender Mangel an Praxis, der jedes Jahr schwerwiegender und himmelschreiender wurde. Es war also wunderbar, jetzt in Sevilla aufholen zu können, an einem so weit entfernten Ort, mit fremden Mädchen, die vielleicht enttäuscht sein würden, die du aber nicht hinterher auf den Straßen deines Ortes trafst und die nicht alles ihren Freundinnen erzählten, die es dann wiederum deinen Freunden erzählten.

Nein, Sevilla war einfach perfekt. Vielleicht hatte ich mich mit der Zwölferpackung Kondome sogar noch zu sehr zurückgehalten, vielleicht sollte ich noch mal nach Querceta fahren und noch mehr holen.

Ich erinnere mich, wie ich am nächsten Morgen genau darüber nachdachte. Ich war in meinem Zimmer, und vielleicht sollte ich einfach sofort losfahren, schließlich hatte ich nichts zu tun. Nachmittags dagegen war die erste Etappe des Giro d'Italia, und das Einzige, was mir an diesem spanischen Abenteuer missfiel, war, dass ich den Giro dort nicht so gut verfolgen konnte.

Ich schwöre, dass ich gerade aufstehen wollte, um zur Apotheke zu fahren, aber dann bin ich stattdessen ganz schnell in die Küche gehastet, weil Mama gerufen hat: »Da ist noch eine Postkarte!«

Noch eine? Wer weiß, was meine Freunde noch geschrieben hatten, was auf die von gestern nicht mehr draufgepasst hatte. Orgien, Drogen, Banküberfälle? Ich wusste es nicht, und ich wollte nicht, dass meine Eltern es erfuhren, deshalb bin ich in die Küche gerannt und habe ihnen die Postkarte aus der Hand gerissen.

Aber diese war anders. Keine Fotos, vorne und hinten alles grau. Mein Name stand drauf, aber diese kam vom Wehrbereich.

Ich wollte nicht zum Militär, ich hatte mich entschieden, den Wehrdienst zu verweigern, und tatsächlich wurde meinem Wunsch entsprochen: In einer Woche sollte ich aufbrechen.

Nicht nach Sevilla, sondern zum Zivildienst.

Für ein Jahr.

Oben im Apennin.

In einem Altersheim.

Für Priester.

Ich habe es meinen Eltern erzählt, da in der Küche. Und mein Vater, ich schwörs:

»Na ja, so verpasst du wenigstens nicht den Giro d'Italia.«

Wo fährst du hin, alter Junge?

Der Erste, der Samen aufbewahrt, sie in die Erde gepflanzt und mit Wasser begossen hat.

Der Erste, der zwei Flügel aus Eselshaut gebaut, sie sich auf den Rücken geschnallt und sich vom Turm des Ortes gestürzt hat.

Der Erste, der seinen Mund auf den Mund einer anderen Person gelegt hat, um sie spüren zu lassen, wie sehr er sie liebt.

Einer hat den Ackerbau erfunden, einer war der erste fliegende Mensch, einer hat den ersten Kuss der Geschichte gegeben. Und gemeinsam ist ihnen: dass alle sie angeschaut haben, als wären sie verrückt – kurz bevor sie die Welt verändert haben.

Das Gleiche passiert am 5. Juni 1994, vier Jahre bevor diese verfluchte Postkarte bei mir ankommen wird. Jetzt aber beginnt der Anstieg des Mortirolo, und ein unbekannter Jungspund geht aus dem Sattel und reißt aus.

Vor ihm die Ausreißergruppe, darunter auch sein Kapitän Claudio Chiappucci, genannt El Diablo. Der Jungspund dagegen hat noch keinen Spitznamen, man kennt nicht einmal seinen richtigen Namen. Um sich die Aufmerksamkeit der Fans zu verdienen, braucht es erst eine Heldentat auf den Straßen des großen Radsports.

Aber nicht jetzt. Denn sein Kapitän greift gerade an, und er sollte ihn machen lassen und schön brav hinten bleiben, und auf gar keinen Fall sollte er einfach so losschießen, auf die Gefahr hin, dass das Hauptfeld wieder zu den Ausreißern aufschließt.

Das lassen die Fernsehkommentatoren in einer Umschreibung durchblicken; in der Bar La Gazzella dagegen reden mein Papa und seine Freunde immer geradeheraus: »Wo zum Teufel fährt der denn hin?!«

Und aus irgendeinem Grund fragen sie das mich. Vielleicht weil der Namenlose und ich ungefähr gleich alt sind. Es ist eine Frage an unsere nichtsnutzige Generation, die nicht weiß, was sie tun soll, und ja auch tatsächlich nichts tut, und wenn sie es doch mal versucht, macht sie irgendeinen Scheiß.

Ich weiß nicht, was ich antworten soll. Ich bin genau zwanzig Jahre alt, im ersten Unijahr, bald habe ich meine ersten Prüfungen, daher wäre ich heute zum Gucken der Etappe fast gar nicht in die Bar gekommen: »Vielleicht bleibe ich zu Hause und gucke da, dann kann ich nebenbei ein bisschen lernen.«

Das habe ich zu Papa gesagt, und er hat genickt, dann hat er mich am Kragen gepackt – mit seiner Hand, die von der Krankheit immer mehr zittert. Aber noch ist er stark, er hat mich nämlich auf die Ape gesetzt, zwischen die Gerätschaften und ein Stück Rohr, und los gings zur Bar. Wer hat behauptet, es wäre schwierig, sich zu entscheiden? Manchmal ist es ganz einfach. Es reicht, sich nicht allzu steif zu machen, wenn das Schicksal einen am Kragen packt.

Und heute kommt es mir sogar so vor, als hätte ich eine gute Entscheidung getroffen, denn der Anstieg des Mortirolo hat gerade erst angefangen, und schon gibt es Attacken im Fernsehen und aufgeregt durcheinanderschreiende Leute entlang der Straße und hier in der Gazzella-Bar.

Und die schreien eben: »Wo zum Teufel fährt der denn hin?!«

»Der« ist der abgedrehte Jungspund, der die gestrige Etappe gewonnen hat. Eine irrwitzige Attacke im Finale, er hat auf dem letzten Anstieg einen Vorsprung herausgeholt und die Champions im Regen abgehängt, dann runter mit neunzig Stundenkilometern auf dem nassen Asphalt, in einer Haltung mit dem Arsch hinter dem Sattel, sodass er, wenn er ein Steinchen erwischt hätte, gar nicht erst ins Krankenhaus, sondern direkt zum Friedhof gebracht worden wäre. Aber es ist gut gegangen: Er ist nicht gestürzt, und niemand war so wahnsinnig, dass er versucht hätte, an ihm dranzubleiben. Er hat sein erstes Profirennen gewonnen und dann gleich eine Etappe beim Giro d'Italia! Ein Tag Ruhm, Interviews, Anrufe in Tränen von seiner Mama und seiner Verlobten, das sollte ihm reichen.

Doch es reicht ihm nicht. Denn seiner Mama hat er gesagt, er sei nicht dafür gemacht, mitten im Hauptfeld dahinzuzockeln, bei diesem Giro müsse er irgendetwas Großes vollbringen, sonst schmeiße er alles hin und mache mit ihr an ihrem Imbissstand Piadine.

Und eine Verlobte hat er gar nicht. Oder besser gesagt ist sie sowieso hier bei ihm, denn er ist mit seinem Fahrrad verlobt. Schon seit seiner Kindheit sind sie den ganzen Tag zusammen, und abends nimmt er das Rad mit ins Haus, stellt es in die Wanne und badet es, trocknet es gründlich ab, lehnt es an sein Bett und schläft neben ihm ein.

Was eine schöne Geschichte ist, fast rührend, aber dem Hauptfeld ist das gerade scheißegal. Heute ist die härteste und wichtigste Etappe des Giro, sie haben schon das Stilfser Joch erklimmen, und jetzt ist der Mortirolo dran, dann kommt noch der Santa Cristina und die Ankunft in Aprica. Gigantische Berge, die den Sieg der Giganten des Rennens fordern.

Vielleicht des Nationalhelden Gianni Bugno, der einen Giro d'Italia gewonnen hat, bei dem er immer vorne war, von der ersten bis zur letzten Etappe. Oder des Russen Berzin, der das Rosa Trikot trägt und beim Zeitfahren alle anderen demütigt. Aber was am wahrscheinlichsten ist, des großen Miguel Indurain, Gigant unter den Giganten, der erst zweimal den Giro, aber schon dreimal die Tour de France gewonnen hat und hier ist, um das wieder auszugleichen.

Als der Mortirolo angefangen hat, waren diese Champions an der Spitze des ehrfürchtigen Hauptfelds und haben sich gegenseitig beäugt, um herauszufinden, wer sich besser fühlt, haben einander gemustert, mit versteinerten Mienen, um sich die Anstrengung nicht anmerken zu lassen. Lebende Denkmäler, Statuen auf Pedalen, den ersten Antritt abwägend.

Aber dann greift plötzlich aus dem dunklen Schatten dieses Radsport-Olymps der Jungspund da an.

Also, wirklich: Wo zum Teufel fährt der denn hin?!

Zum Sterben fährt er. Auf die Rampen des Mortirolo, der das italienische Wort für Tod schon im Namen trägt, *la Morte*. Ein erbarmungsloser, böser und heimtückischer Anstieg, der dir bei jedem Tritt ein Stück Leben raubt. Es sind mehr als zwölf Kilometer, aber er ist losgesprintet, als wäre die Ankunft hinter der nächsten Kehre. Denn er ist jung, er kann seine Kraft noch nicht einteilen, kennt noch nicht die Taktiken, die Regeln, die ein Jahrhundert an Rennen, Triumphen und Zusammenbrüchen ins Fleisch geritzt hat. Bald wird auch er sie lernen, wenn er sich gleich am Straßenrand die Seele aus dem Leib kotzt.

Bisher hält der Jungspund aber durch, er hat das Hauptfeld abgehängt und sichtet vor sich schon die Gruppe der Ausreißer mit seinem Kapitän. Der sich umdreht und ihn kommen sieht, und da wird mit einem Mal alles klar:

»Jetzt gehts los, jetzt reißen sie zusammen aus!«, ruft Franca, auf den Tresen der Bar gestützt. Sie ist die Barbesitzerin, aber als junges Mädchen ist sie für den Radsportverein Unione Ciclistica Pozzese gefahren, dreimal hat sie den Stazzema-Pokal gewonnen: Wenn sie den Mund aufmacht, dann nicht ohne Grund. »Jetzt flüchten der Diablo und er zu zweit, und im Finale donnert der Kapitän dann los und gewinnt!«

Ein genialer Schachzug, sicher gestern Abend im Hotel mit dem Teammanager ausgetüfelt. Auf den ersten Blick sah es nach bloßem Unfug aus, aber jetzt offenbart es sich in seiner ganzen Genialität.

Und tatsächlich schließt der Jungspund zu der Ausreißergruppe auf, sein Kapitän schaut ihn an und hängt sich an ihn dran, doch statt in regelmäßigem Tempo weiterzufahren, geht der Jungspund erneut aus dem Sattel, und ohne sich umzudrehen, sprintet er noch mal los und lässt alle hinter sich zurück.

Verwirrt und verloren wie Reisende am Bahnhof, die schon ewig auf den Zug warten und ihn kommen sehen, ihre Koffer schnappen und sich dem Gleis nähern – aber der Zug hält nicht an. Er bremst nicht einmal ab, wie eine Rakete rauscht er durch zu seinem geheimnisvollen Ziel, und wer schnell aufzuspringen versucht, der wird am Abend geborgen, mit Handschuhen und Eimer, um die Einzelteile im Unkraut aufzusammeln.

Und so rast der verrückt gewordene Zug weiter, hin zu der drückenden Hitze, die ihn bei der Ankunft erwartet, nachdem er das Stilsfer Joch zwischen zwei weißen Wänden aus Schnee erklommen hat, während ihm der frostige Wind den Schnee auf dem Gesicht zerquetschte. Heute Morgen nach dem Aufstehen hat er den Masseur gefragt, wie das Wetter wird, und der: »Von allem etwas, Jungchen. Heute gibt es alle Wetter, denk nicht darüber nach.«

Und er versucht, nicht darüber nachzudenken, während

er den Mortirolo hochfährt, aber es wäre einfacher, nicht zu atmen. Vor sich hat er jetzt nur noch Franco Vona, der seit dem Morgen und achtzig Kilometern auf der Flucht ist, ein einsamer Versuch. Er holt ihn ein und fährt so schnell an ihm vorbei, dass die Fernsehkameras den Moment verpassen. Man sieht nur ihn, wie er davonfliegt, und Vona, wie er auf seinen Lenker gestützt zusammensackt.

Aber das ist normal, das hier ist eigentlich kein Anstieg für Fahrräder. Und nicht mal für Motorfahrzeuge: Bergauf müssen die Rennfahrer im Zickzack zwischen Autos und Motorrädern der Veranstalter durchfahren, die dort stehen geblieben sind, mit ruinierter Kupplung und qualmendem Motor, ein Auto fängt sogar Feuer.

Das Feuer im Leib hat da oben allerdings vor allem und vor allen dieser Jungspund, der immer noch die Zähne zusammenbeißt und weiterfährt.

Im Stehen auf den Pedalen, so wie auch wir in der Bar La Gazzella jetzt alle stehen. Papa, Franca, Stelio und sogar Urano, der normalerweise nur vom Tisch aufsteht, um noch mehr Wein zu holen oder den auszupinkeln, den er schon getrunken hat, in einer Wolke aus Flüchen vor Anstrengung.

Auch jetzt hallen Flüche durch die Luft, aber vor Aufregung. Sie steigen nicht auf, um den Himmel zu beleidigen, sondern prallen an der Decke ab und kommen als erregte Schreie zu uns zurück.

Denn es ist zwar immer noch nicht klar, »wo zum Teufel der denn hinfährt«, mit seiner irrwitzigen, hitzköpfigen Attacke, aber jetzt wollen wir bloß noch, dass er ankommt. *Fahr, Jungchen, fahr!*

Sie nennen ihn »Jungchen«, weil es im Fernsehen heißt, er sei vierundzwanzig, aber vielleicht ist das ein Irrtum: Dem Augen-

schein nach wirkt er älter als alle anderen. Mager und gebeugt, das Gesicht zu einer Grimasse verkrampft, unter den wenigen Haaren, die nur auf und hinter den Schläfen wachsen. Er ist ein junger Mann, der gerade erst als Profiradsportler angefangen hat, aber gleichzeitig ist er ein Gespenst aus der Vergangenheit, das den Radsport mindestens fünfzig Jahre in der Zeit zurückwirft.

Er ist in einer Welt der Berechnungen gelandet, der Computer, die den Tritt vorgeben, vorsichtiger Strategien und Champions, die ihr Rennen auf Regelmäßigkeit und Taktik stützen, auf absolute Kontrolle. Nie übertreiben, nichts riskieren. Das ist die Gegenwart, das sind die Zutaten einer Formel, die den Radsport ins Koma und in einen sanften, stinklangweiligen Tod begleiten wird.

Doch da kommt aus dem Nichts ein Jungspund, der aussieht wie ein alter Mann, und alles steht kopf.

Es heißt, große Champions sind diejenigen, die eine Sportart schlagartig einen Satz nach vorne machen lassen. Der hier dagegen lässt sie gerade in der Zeit zurückspringen. Zu jenem alten, zornigen Ort, von dem der Radsport kommt. Als wäre er an einem sonnigen Morgen der Fünfzigerjahre aufgebrochen, Fahrradschläuche über Kreuz vor der Brust, eine Schotterstraße hoch. An einer Weggabelung ist er falsch abgebogen, und jetzt steht er plötzlich, verduzt und verloren, hier, im Jahr 1994. Und weil er nicht weiß, was er in dieser neuen, absurden Welt tun soll, flüchtet er.

Er flüchtet, und wir, noch verduzter als er, hüpfen und kraekelen, während hinten in der Gegenwart die Einzigen, die nicht zu viel Boden verlieren, ein ungleiches Paar sind: der winzige Kolumbianer Rodríguez, genannt »Cacaito«, und der Koloss Indurain, Champion unter den Champions.

Der Anstieg endet, und bei der Abfahrt holen die beiden ihn ein, also werden sie durch die Ebene und bis zum Schluss gemeinsam in die Pedale treten, wobei für jeden ein Gewinn herauspringt: Indurain wird Berzin abhängen, der sich hinter ihm dahinschleppt, und wird den Tagessieg Rodríguez und dem Jungspund überlassen, die beim Endspurt darum spielen werden.

So läuft, so muss es laufen. Um das noch klarer zu machen, setzt sich Indurain an die Spitze und zieht. Seine Schenkel sind Kolben, die einen unmenschlichen Rhythmus vorgeben und den beiden Winzlingen zeigen, dass es schon eine Ehre ist, neben ihm in die Pedale zu treten, während sie gleichmäßig und präzise bis ins Ziel fahren.

So ist es, das weiß Indurain, das wissen die Leute in den Teamwagen und die Kommentatoren im Fernsehen. Das wissen auch die Fans, die eine Weile ganz aufgeregt waren, sich jetzt aber wieder bequem hinsetzen, um die Gegenwart zu verfolgen, die vorsichtig wieder das Steuer übernimmt. Wie früher in der Schule, wenn der Lehrer rausging und zur Klasse sagte, wir sollten schön brav bleiben, aber sobald der Lehrer weg war, blieb niemand brav, es wurde geschrien, auf die Tische gehauen, und es wurden Sachen durch die Gegend geworfen. Es war fabelhaft, es war frevelhaft, aber es war nur ein Moment. Dann kam der Lehrer wieder, und es blieb nur ein wildes Lächeln auf dem Mund zurück, das nach und nach seine Krümmung verlor, bis es im allgemeinen Gähnen unterging.

Aber heute ist da dieser neue Schüler in der Klasse, und der weiß noch nicht, wie man sich benimmt. Er weiß nur, dass die Straße sich nach der Ebene wieder aufschwingen wird, auf den Colle di Santa Cristina, den letzten Anstieg des Tages, und wie ein Zündholz streicht er sich kräftig über den rauen Rücken der

Steigung, entzündet sich erneut und düst mit einer weiteren irren Stichflamme los.

Im ersten Moment glaubt es keiner. Am wenigsten Indurain. Er ist der größte Champion von allen, im Hauptfeld verehren sie ihn wie einen Gott, es gibt Rennfahrer, die ihn siezen. Und jetzt sprintet dieser halb kahle Jungspund schon wieder vor seiner Nase los?

Nein, das darf nicht sein. Taktik, Regelmäßigkeit, Kräfteeinteilen schön und gut, aber ein Affront dieser Art ist nicht hinnehmbar. Also umklammert Indurain seinen Lenker, schüttelt den Kopf und macht das Einzige, was er sonst nie macht: einen Fehler.

Er beschleunigt und versucht mitzuhalten. Er verbraucht alle Energie, die ihm geblieben ist, um dem anderen zu zeigen, dass der ihn nicht abhängt, dass Big Mig ihn sich vor dem Gipfel wieder einverleibt.

Eine Weile hält er durch, sitzend, den Kopf gesenkt, und ab und zu schaut er hoch, um zu prüfen, wie viel ihm noch fehlt, bis er den Jungspund eingeholt hat. Nur dass der Jungspund immer weiter weg ist.

Indurain schaut sich um, und zum ersten Mal in seiner langen, ruhmreichen Karriere stellt er fest, dass er an dem geheimnisvollen Ort angekommen ist, von dem er bisher nur in den Legenden alter Radrennfahrer gehört hat: Indurain ist über seine Grenzen gegangen. Und er ist auf ausgedörrter Erde gelandet, wo die Energie aufgebraucht ist und die Luft fehlt, und unter jedem Stein, hinter jeder Kurve lauert der Zusammenbruch, wenn dein Körper sagt, es reicht, und du alles verlierst, was du auf vielen Kilometern Weisheit angesammelt hast.

Also verlangsamt der Champion, atmet durch, setzt den Anstieg zusammen mit Rodríguez in einem menschlicheren

Tempo fort, das ihn wieder auf diese Seite der Grenze zurückbringt, in kartierte und bekannte Gebiete, geeignet für die Muster des Gewöhnlichen.

Da vorne hingegen, schon außer Sicht, rast der alte Jungspund in eine Welt, die nur für ihn existiert, erleuchtet vom Schein des Begeisterungstaumels.

Und Begeisterungstaumel herrscht auch hier in der Bar, wo alle durcheinanderschreien für dieses Jüngerchen, das kein Junge mehr ist, sondern einer von ihnen, einer aus ihrer Zeit, die ernsthafte, härtere, stärker war, in der man keine Müdigkeit kannte. Heute entdecken Papa und seine Freunde, dass ihre Vergangenheit gar nicht vergangen ist: Da fliegt sie ja und lässt alles andere hinter sich.

Ich dagegen kann im wilden Geschrei noch Fetzen des Fernsehkommentars hören und stelle fest, dass ich einen älteren Bruder habe.

Er heißt Marco Pantani.

Er ist vier Jahre älter als ich.

Er ist in einem Touri-Ort am Meer geboren, wo er auch lebt – wie ich.

Er ist der Sohn einer Hausfrau und eines Klempners – wie ich.

Wie ich! Wie ich! Der ich schreie und springe, und Schreien und Springen tun auch die Alten in der Bar und das Menschenmeer aus Jung und Alt, das den Anstieg von Santa Cristina überschwemmt und sich erst im letzten Moment teilt, um ihn durchzulassen. Sie sind heute Morgen zu Fuß da hinaufgepilgert oder haben die Nacht dort verbracht, um die Rennfahrer zu sehen, um Indurain, Bugno, Berzin, Chiappucci und die anderen Großen des Radsports zu erkennen und sie anzufeuern.

Und nicht ihn. Den keiner kennt.